26. August 1939 Nummer 195

In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(Schluß) (Nachdruck verboten)

„Mit wem haben wir übrigens das Vergnügen", fragte der Vorsitzende.

„Detektiv Ostheim, Herr Landgerichtsdirektor."

„Ah — Sie sind Ostheim", sagte der Vorsitzende. „Manches Gute gehört, freue mich, Sie kennenzulernen. — Bitte, meine Herren, wollen wir nicht hier eintreten?" — Er öffnete das Beratungszimmer und ging voran.

Ostheim erstattete Bericht: „Ich bin im Auftrage des Herrn Sohr durch Herrn Kaden in dieser Sache bestellt worden", begann er. „Als erster Hofmeister war ich pro forma auf dem Kadenschen Gute tätig, als zweiter wurde Voigt wieder angenommen. Ich habe mich sofort mit ihm angefreundet und im Laufe weniger Tage schon die Ueberzeugung gewonnen, daß er kein einwandfreier Mensch ist. Herr Kaden unterrichtete mich über Voigts Vorleben, insbesondere über seine Betrügereien und Durchstechereien. Ich bin den Dingen nachgegangen und fand jede einzelne Angabe bestätigt. Auch die Tatsache ist richtig, daß Sohr nur durch einen Boxhieb verhindern konnte, Kadenschen Weizen am Halm zu verkaufen und sich dabei die Hände zu waschen. — Sie sehen sich unwissend an, meine Herren, die Angelegenheit ist wohl gar nicht zur Sprache gekommen?"

„Nein", antwortete der Vorsitzende.

„Ich habe mir gestattet, jeden einzelnen Punkt zu fixieren. Sie finden einen ausführlichen Schriftsatz in der Mappe. — Das Feuer ist vom Garten, also von der Rückfront aus angelegt worden. Der Täter hat zwei Balken im ersten Stockwerk angebohrt. Da die Mauern noch nicht eingerissen werden konnten und durften, stehen die Balken noch, eine Augenscheinseinnahme ist also gegeben. Den verwendeten Zentrumsbohrer fand ich in Voigts Wohnung. Die in der Mappe befindlichen Nachschlüssel ebenfalls. Sie passen zu Hinzelmanns Garten und Haustür."

„Sehr schön", sagte der Vorsitzende, „das sind aber immer noch keine überzeugenden Beweise", und war eben dabei, den Bohrer der Mappe zu entnehmen.

Da mahnte Ostheim: „Bitte, recht vorsichtig, Herr Direktor. Am Holzgriff befinden sich nämlich ganz prachtvolle Handabdrücke. Es wäre schade, wenn die überzeugenden Beweise verwischt würden."

Lächelnd bemerkte der Staatsanwalt: „Ist denn Voigt schon daktyloskopisch photographiert worden?"

„Das nicht, Herr Staatsanwalt. Er hat es aber selbst besorgt. Und ein Wunder ist es zu nennen, daß die Photographie noch vorhanden und wohlerhalten ist."

Die Herren sahen sich erstaunt an und Ostheim fuhr fort: „Würden Herr Direktor mir die kleine Skizze gestatten, die dem Schriftsatz beigefügt ist?"

„Bitte, Herr Ostheim."

Der nahm sie in Empfang und breitete sie auf dem Tische aus. „Darf ich erklären, meine Herren", sagte er. „So also sieht die Brandstätte aus. Das ist die Rückfront, das die Hofseite. Hier ist der Aufgang zum Boden, der übrigens zur Zeit der Tat verschlossen war. Die Tür ist mit einer Axt eingeschlagen worden. Das ganze Gebäude war Lehmfachwerk. Das hier sind die zwei durchbohrten Balken. Das Schwarzschraffierte zwischen den beiden Balken ist ein Stück Lehmwand. — Am Tage vor der Tat hat es geregnet, der Lehm war am Tage der Tat noch feucht und angeweicht. Derselbe Mensch nun, meine Herren, der diesen Bohrer, den ich unter einem Schranke in Sohrs Wohnzimmer fand, in der Hand gehabt hat, hat auf diesem Stückchen Wand hier seine Hand photographiert. Der Eindruck ist ungewöhnlich scharf sichtbar. Beide Hände sind identisch und beide gehören sie Herrn Voigt, der die Freundlichkeit hatte, mir seinen Handabdruck gelegentlich eines Gespräches über Verbrecheridentifizierung zur Verfügung zu stellen."

„Nette Bescherung hätte das geben können, Herr Staatsanwalt", wendete sich der Vorsitzende an diesen, „wenn die Unterbrechung nicht gekommen wäre."

„So schon Bescherung genug", sagte Völker.

„Gar nicht! Sie haben ja noch keinen Antrag gestellt. Davor hat sie das famose Mädel in Schwarz bewahrt. Ich beobachtete sie übrigens schon während der ganzen Verhandlungsdauer."

„Ich auch, Herr Direktor."

Der Vorsitzende reckte sich in den Schultern und sah nach der Uhr: „Die zehn Minuten sind um, meine Herren. Zur Sache! Vertagung auf unbestimmte Zeit? — Einverstanden?"

Ein allgemeines „Jawohl" antwortete, nur der Verteidiger sagte: „Aber Haftentlassung, Herr Direktor."

„Sofortige?"

„Ich würde den Antrag stellen."

„Das halte ich aus taktischen Gründen für unrichtig. Immerhin können Sie ihrem Mandanten erklären, daß eine Entlassung in ein oder zwei Stunden erfolgen würde. — Voigt behalten wir natürlich da. — Herr Ostheim ist wohl so freundlich, sein Beweismaterial Herrn Oberstaatsanwalt Schwerdtfeger zu überbringen und ihm Bericht zu erstatten. Zimmer 21, Herr Ostheim. — Bitte zu bestellen, ich würde in fünf Minuten zugegen sein."

Ostheim ging den Korridor entlang. Vor dem Zeugenzimmer stand Kaden. „Alles allrigth", rief er ihm zu und schritt weiter. Mit verbissenem Gesichte blickte ihm Kaden nach. Was kümmerte ihn das jetzt. Ein Schuft wa r Sohr ja doch!

Die übrigen Herren betraten den Saal. Alle nahmen sie ihre Plätze ein und der Vorsitzende begann. „Wegen weiterer sich nötig machender Erhebungen wird die Verhandlung auf unbestimmte Zeit vertagt. Der Angeklagte bleibt vorläufig in Haft und der Zeuge Voigt ist wegen einer Sonderbefragung auf Zimmer 21 vorzuführen."

Damit war der Termin zu Ende. Der Raum leerte sich. Gestützt von seinem Wärter, wankte Sohr aus dem Saale.

Als er an Kaden vorbeikam, sah er ihn müde und verloren an. Wie ein Sterbender, dachte Kaden und konnte sich nicht enthalten zu sagen. „Warum haben Sie uns das getan, Sohr?"

Der aber antwortete tonlos, als koste es ihm das letzte bißchen Lebenskraft: „Ich — habe — Euch nichts getan". und wankte weiter.

Da trat aus einem Seitengange Fräulein Kerst auf Kaden zu.

„Er spricht die Wahrheit, Herr Kaden. Sie dürfen ihm glauben." — Das sagte sie in ihrer einfachen schlichten Art und deshalb so überzeugend, daß ein Zweifel unmöglich war. Und Kaden kam das Ungeheuerliche zum Bewußtsein.

„Dann hätten Sie ja einen —", er konnte das Wort nicht aussprechen.

Fräulein Kerst nickte. „Ja, das hätte ich getan für ihn und — eine andere."

„Mit dieser Hand", sagte Kaden und drückte seine Lippen auf ihre Rechte. In seinen sonst so kalten grauen Augen schimmerte es feucht. Sie waren voller Glanz. Tausend goldene Sternchen blinkten in den Tränen, die in ihnen aufstiegen. — „Daß Sie diesen Verdacht von ihm nahmen und mich auf meine alten Tage noch an Opfermut und Seelengröße glauben lassen, das — das danke ich Ihnen bis — bis in den Tod."

Und er küßte Margrets Hand zum anderen Male.

„Wir tun, was wir müssen, Herr Kaden. Schuldig vor unserem Gotte werden wir nur dann, wenn wir es nicht tun. Der Menschen Urteil und des Gesetzes Strafe hätt' ich zu tragen gewußt. Ich konnte nicht anders."

„Und nun, Fräulein Kerst?"

„Möchte ich Sie bitten, mich zu Frau Kaden zu führen. — Ein paar Worte nur. — Bitte."

Schweigend öffnete Kaden die Tür zum Zeugenzimmer. Auf einer Bank saß die Herrin von Finkenschlag, die Hände vor dem Gesicht und weinte. Immer wieder flüsterte der zuckende Mund: „Mein junges Glück — mein junges Glück."

Da trat Margret leise zu ihr hin und legte die Hand auf ihre Schulter. — „Es wird Ihnen — das Glück."

Frau Kaden richtete sich auf und als sie die Person vor sich sah, die ihr dieses Glück zerschlagen, standen Angst und Entsetzen vor neuem Furchtbaren in ihren Zügen. Eines Wortes war sie nicht fähig.

„Ich habe Ihre Liebe gesehen, gnädige Frau und — seine auch", sagte Fräulein Kerst, „und habe sie als wahr empfinden müssen. Schon früher, schon immer, nur habe ich die Augen zugemacht bisher. Ich wollte sie nicht sehen, heute mußte ich es. — Ich bin Ihnen gegenüber schuldig geworden nicht so, gnädige Frau, wie Sie denken — ich neidete Ihnen die Liebe, ich suchte ihn, ich stellte mich absichtlich zwischen Sie und ihn, ich glaubte und hoffte — und irrte! Heute nun wollte ich meine Schuld an Sie und auch an ihn abtragen. Nehmen Sie es als geschehen hin. Bei meinem Vater, zu dem ich gehe, will ich täglich für Sie beten. — Nur eine Bitte noch, Frau Kaden, habe ich an Sie. Wenn Sie mir die erfüllen möchten —"

„Ich will."

„Diesen Ring, Frau Kaden — noch meine Mutter schenkte ihn mir — soll er mir zum Andenken neben dem Ihren tragen. Ich kann und darf ihn ja nicht noch einmal sprechen, den ich — —" Ihre Stimme versagte. Sie wendete sich ab.

Frau Kaden hielt den Ring in der Hand. Ein Sonnenstrahl huschte über den dunkelroten Rubin, der im Lichte war wie ein Tropfen hellen Blutes.

„Wenn er den meinen nimmt", sagte sie leise, „soll auch der Ihre an seinem Finger sein."

Mit einem schluchzenden „Dank" ging Fräulein Kerst hinaus.

*

„Ich kann Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, verehrte Herrschaften, daß mein Mandant in zehn Minuten frei sein wird", sagte der Anwalt, der kurz nach Fräulein Kersts Weggang das Zimmer betreten hatte. „Wenn Sie ihm gratulieren wollen, bin ich gern bereit, Sie zu führen."

„Mein lieber Herr Rechtsanwalt", antwortete Kaden, der sich schon wieder ganz in der Gewalt hatte, „bei dem Gratulieren glaube ich, bin ich schon zuviel."

„Ja so — dann bitte ich sehr um Entschuldigung. — Wissen denn die Herrschaften den Weg?"

„Leider nicht oder Gott sei Dank nicht! Man weiß hier wirklich nicht, wie man sagen soll."

„Also zum Hauptausgang hinaus, rechts die Straße entlang, bis zum ersten Eisentor in der Steinmauer. Da müssen Sie warten bis —. Na ja."

„Vielen Dank, Herr Rechtsanwalt."

„Aber ich bitte! — Habe die Ehre, gnädige Frau! Wiedersehen, Herr Kaden."

*

Am ersten Eisentor in der Steinmauer standen Frau Carla Kaden und ihr Schwager Harro.

Sie warteten. — Frau Carla mit klopfendem Herzen, einen Strauß roter Rosen im Arm — er in jener Stimmung, wie sie Menschen beseelt, die einen Lebenswunsch erfüllt sehen.

Da schlug im Hofe hinter der Mauer eine Tür zu und wenige Minuten später öffnete sich das Außentor.

Sohr trat auf die Straße.

Er sah die beiden stehen, die Frau mit den Rosen und Kaden barhäuptig und sah die Frau langsam auf sich zukommen: Wie das Glück, wie die Freude, wie ein süß-seliges Bejahen.

„Das Wunder! — Gott — Dein Wunder", flüsterten die Lippen.

Da stand Frau Kaden ganz nahe vor ihm.

Wie vor Stunden wieder ruhten ihre Augen ineinander, hielten sich ihre Blicke fest, bis sich ihre Häupter senkten zu stillem Grüßen.

Wortlos, mit zitternden Händen, reichte sie ihm die Rosen hin und ebenso nahm sie Sohr in Empfang. Dann ergriff sie seine Rechte und schob ihm den Ring auf den Finger.

Sohr sah nieder auf den schmalen Goldreif mit dem roten Stein.

„Margrets Ring! — An meiner Hand?"

„Sie gab ihn mir — — für dich zu liebem Gedenken und bat: Du möchtest ihn tragen — neben dem meinen."

Sohrs Stimme klang wie Jubel und Weinen, als er sagte: „So — gib mir — den deinen — Carla."

Ein alter Meister

Novelle von Bodo M. Vogel.

Die Stimme des Versteigerers schallte durch den Saal: „Und nun, meine Herren, ein Leckerbissen für den wahren Kenner. Ein echter Nathusius, meine Herren. Weltberühmter Name. Ein alter Meister. Sehen Sie sich das Gemälde näher an, meine Herren Was für eine Farbengebung. Welche Meisterschaft in der Gestaltung. Meine Herren, ein solches Meisterwerk ist im Handel nicht unter fünftausend Mark zu haben. Wir fangen mit zweihundert an — — —“

In diesem Augenblick rief Prokurist Geffert mit vor Erregung heiserer Stimme: „Zweihundertzehn — — —“

„Zweihundertzehn?“ wiederholte der Versteigerer. „Wer bietet mehr. Niemand? Zweihundertzehn Mark zum ersten, zum zweiten und — — — zum dritten.“ Er wandte sich an Prokurist Geffert. „Das Gemälde gehört Ihnen, mein Herr. Vielen Dank.“

Das alles ereignete sich mittags kurz vor Zwölf, und eine halbe Stunde später stürzte Prokurist Geffert mit freudigem Herzen die Treppe zu seiner bescheidenen Wohnung hinauf. Daß er einen echten alten Meister hatte erwerben können, bedeutete für ihn Erfüllung eines dreißigjährigen Lebenstraumes.

Strahlend kam er ins Wohnzimmer, wo seine Frau saß. Frau Geffert stopfte gerade Strümpfe. Er packte seine Neuerwerbung aus.

„Liebe Emma, dieses Gemälde ist fünftausend Mark und vielleicht noch mehr wert. Ich habe es für etwas über zweihundert bekommen. Ich bin überglücklich darüber. Sieh nur, was für eine Farbengebung, was für eine meisterhafte Gestaltung — — —“

„Wieviel hast du dafür bezahlt?“

„Etwas über zweihundert Mark, Emma — — —“

Der Strumpf entsank ihrer Hand. „Gustav, ich zweifle an deinem Verstand — — —“

„Aber liebe Emma — — Ein alter Meister — —“

Er konnte nicht weitersprechen. Seine Frau unterbrach ihn mit den Worten: „Jawohl, ich zweifle an deinem Verstand. Ein Landschaftsbild, ein Berg, ein Fluß, eine Wiese — und dafür hast du über zweihundert Mark bezahlt?“

„Warum auch nicht“, verteidigte er sich. „Es ist ein echter Nathusius. Seine Bilder sind auf der ganzen Welt berühmt.“

„Zweihundert Mark! Hättest du dir lieber neue Socken dafür gekauft, damit ich deine alten nicht zu stopfen brauche. Noch nicht einmal zwanzig Mark hätte ich für das Bild gegeben — was sage ich?“ verbesserte sie sich, „keine zwei Mark ist es wert!“ Sie wandte sich an ihre Tochter Edith, die hereinkam, um zu sagen, daß das Essen fertig wäre: „Edith, dein Vater hat den Verstand verloren.“

Auch Edith war wütend. Daß sie den Pelzmantel, den sie sich gewünscht hatte, nun nicht mehr bekommen würde, das war ihr sofort klar.

Aber am nächsten Nachmittag kam ein blonder, langaufgeschossener junger Herr zu Besuch. Edith war allein zu Hause.

„Good evening, Miß Geffert“, sagte er. „Ich sein Mister Paddock of Chikago, U.S.A. Habe erfahren, echter Nathusius hier. Ich Bild sehen, Miß. Vielleicht kaufen — — —“

Edith fühlte, wie ihr schwach in den Knien wurde. Sie führte den Amerikaner ins Zimmer und bat ihn mit dem freundlichsten Lächeln, Platz zu nehmen. Dann holte sie das Gemälde und stellte es gegenüber dem Fenster in vorteilhafter Beleuchtung auf.

„Großartig“, sagte der Amerikaner bewundernd.

Edith fühlte wieder die Schwäche. Sie mußte sich setzen. Um ihre Ueberraschung zu verstecken, lächelte sie dem Besucher an. Auch Mister Paddock lächelte ihr zu. Er bat um die Erlaubnis eine Zigarette zu rauchen. Auch Edith bot er eine an. Sie lehnte nicht ab, weil sie ihn nicht verstimmen wollte. Nachdem sie sich eine Zeitlang sehr angeregt unterhalten hatte, nahm der Amerikaner Abschied und versprach, bald wiederzukommen, um den Verkauf mit den Eltern endgültig abzuschließen.

Eine Viertelstunde später befand sich Mister Paddock im Büro von Prokurist Geffert, der ihn voller Erwartung entgegensah. „Nun, Doktorchen, ist alles gut gegangen?“

„Alles nach Wunsch, Herr Geffert. Ich habe mich als der geborene Schauspieler entpuppt. Uebrigens, Sie haben eine recht hübsche Tochter. Was dagegen das Bild anbetrifft . . .“

„Um Gotteswillen, Doktor, Sie machen mir Angst — — —“

„Was das Bild anbetrifft, so scheinen Sie mir keinen besonders guten Griff getan zu haben. Ich halte auf jeden Fall nicht viel davon. Um Ihnen einen Gefallen zu tun und um Ihren häuslichen Frieden zu sichern, habe ich das Bild natürlich gelobt. Daß mein Besuch nicht umsonst war, werden Sie sehen, wenn Sie nach Hause kommen.“

Aber wenn Herr Geffert auf diese diplomatische Art tätig war, um die Erwerbung seines Kunstschatzes zu rechtfertigen, so war inzwischen auch seine Frau nicht tatenlos geblieben. Sie hatte einen Antiquitätenhändler aufgesucht und ihm das Gemälde zum Kauf angeboten. Als der Händler in die Wohnung kam, war Edith zufällig nicht da.

„Hier ist also das Bild“, sagte Frau Geffert. „Ein echter Nathusius. Ein Kenner sieht das ja auch gleich an der Farbengebung und der meisterhaften Gestaltung, nicht wahr?“

Der Händler wiegte den Kopf hin und her, aber das Bild gefiel ihm. „Wieviel wollten Sie dafür?“ fragte er.

„Tausend Mark, das ist nur ein Fünftel seines wahren Wertes.“

„Sagen wir achthundert“, schlug der Händler vor.

„Nicht unter neunhundert. Das Bild ist mir so ans Herz gewachsen, daß ich es unter dem nicht hergeben kann.“

„Dann sagen wir achthundertfünfzig“, meinte der Händler, „aber das ist mein äußerster Preis.“

„Nehmen Sie es hin.“ Frau Gefferts Stimme war tränenumflort. Ob vor Trennungsschmerz oder vor freudiger Ueberraschung, wußte sie nur selbst zu sagen.

Der Händler zahlte, nahm das Bild und ging fort. Frau Geffert hatte sich kaum von der freudigen Ueberraschung erholt, als ihre Tochter nach Hause kam.

„Eine ganz große Neuigkeit, Mutti“, rief sie. „Ein Amerikaner aus Chikago war vorhin hier. Er will das Bild kaufen. Morgen kommt er wieder. Geld spielt für ihn keine Rolle.“

Frau Geffert sank mit einem Aufschrei in einen Sessel.

Mister Paddock kam tatsächlich wieder. Was auf ihn eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte, das war nicht der alte Meister, sondern etwas anderes. Die ganze Nacht hatte er an Edith gedacht. Als er am Morgen aufstand, kam die Welt ihm schal und leer vor. Trotz seiner dreißig Jahre hielt er sich für alt, und er sehnte sich nach einem Heim. Daß inmitten dieses Bildes von häuslicher Gemütlichkeit niemand anders als Edith stehen müßte, das stand für ihn fest.

In diesem Zustand klingelt er nachmittags um vier wieder bei Gefferts.

Als er Edith ganz blaß vor Kümmer auf sich zukommen sah, verspürte er einen Stich im Herzen.

„Treten Sie näher, Herr Paddock — — Ach, das schöne Gemälde — — Wie soll ich es Ihnen nur erklären? Es ist nicht mehr da, Mister Paddock. Meine Mutter hat es inzwischen verkauft — — —“

„Hoffentlich hat sie es gut bezahlt bekommen?“ Daß er gar nicht mehr gebrochen, sondern fließend deutsch sprach, war Edith in der Aufregung nicht aufgefallen.

„Leider nur achthundertundfünfzig Mark hat sie bekommen“, erwiderte sie.

Mr. Paddock riß weit die Augen auf. „Wieviel?“ fragte er.

„Nur achthundertundfünfzig Mark?“ sagte Edith kleinlaut, als ob sie sich schämte.

„Da haben Sie ein glänzendes Geschäft gemacht. Ich kann nur gratulieren — — —“

„Aber, Mister Paddock — — —“

„Lassen Sie nur“, wehrte er ab, „ich heiße gar nicht so. Ich bin Doktor Herbert Reiner, und ich bin seit einiger Zeit bei der gleichen Firma tätig, wie Ihr Herr Papa. Und wenn ich jetzt wiederkomme, dann nicht wegen des alten Bildes, sondern wegen einer gewissen jungen Dame, in die ich mich rettungslos verliebt habe, Fräulein Edith — — —“

In diesem Augenblick kam Frau Geffert dazu.

„Ach, mein lieber Mister Paddock — — —“

Edith unterbrach sie lachend: „Er ist Doktor Reiner, und arbeitet mit Papa zusammen. Und er behauptet — — —“

Daß er ihr gefiel, sah man ihren Augen an. Kaum hatte sich Frau Geffert von der neuen Ueberraschung erholt, als ihr Mann hereingestürzt kam.

„Ach, Gustav“, sagte sie, „hier passieren wirklich sonderbare Dinge — — —“

„Nicht bloß hier“, rief er. „Hört mal zu, Kinder!“ Er nahm eine Zeitung aus der Tasche und las mit vor Aufregung bebender Stimme vor: „Ein hier zu Besuch weilender Kunstsammler hat heute zufällig im Schaufenster eines Antiquitätenladens eine echte Nathusius-Landschaft entdeckt. Es handelt sich um das berühmte, lange Zeit verschollen gewesene Bild: „Frühling auf dem Lande“, das zum Preise von nicht weniger als zehntausend Mark in den Besitz des Sammlers überging. Wie wir erfahren, hatte der Inhaber des Antiquitätengeschäftes, Herr Birgle, erst kürzlich das Bild von Leuten erworben, die über den wahren Wert nicht die geringste Ahnung hatten. Den größten Teil des beträchtlichen Gewinns hat der Händler zu wohltätigen Zwecken zur Verfügung gestellt.“

Herr Geffert warf die Zeitung wütend auf den Tisch. „Was meine Frau und meine Tochter anbetrifft“, rief er, „so kann ich verstehen, daß sie von Kunst keine Ahnung hatten. Aber Sie, Doktor Reiner, Sie — — — Sie scheinen mir überhaupt keinen Geschmack zu besitzen.“

Aber Edith griff energisch ein.

„Was sagst du, Papa? Keinen Geschmack? Natürlich hat er Geschmack. Sonst würde er doch nicht um meine Hand anhalten, nicht wahr?“

Ein freudiges Lächeln flog einen Augenblick über sein Gesicht. Aber dann verließ er brummend das Zimmer, um die jungen Leute mit ihrem Glück allein zu lassen.

„Schon gut, schon gut! Aber zehntausend Mark hätten wir als Mitgift auch gut gebrauchen können. Ich bin nun einmal ein Pechvogel! Als Sammler alter Meister habe ich ausgespielt!“

Pietsch Tschilp und seine vier Frauen

Heitere Tierskizze von Otto Boris.

Dreiviertel Wegstunde von Pyrmont entfernt liegt das kleine Städtchen Lügde. Es ist ein verträumtes Nest. Hier hat Karl der Große Heerlager gehalten, als er gegen die Sachsen und Engern zog. Das waren streitbare Leute, die einen guten Franken mit einem handfesten Knüppel reif für das Jenseits machen konnten. Also legte Karl Wälle und Gräben an, um eine reinliche Scheidung der Völker auch äußerlich zu bezeugen. Dem Seelenheil trug eine Kapelle Rechnung.

An dieser rankte sich Efeu empor. Drinnen wohnte ein Spatz namens Tschilp. Die Karolinger sind ausgestorben. Die Wälle, Mauern und Türme sind heute gleichfalls nur noch Ruinen. Die Kapelle ist einer würdevollen Kirche gewichen. Aber der Efeu ist geblieben. Mit fast armdicken Strängen zieht er sich in undurchdringlichem Gewirr bis zum Turmdach hinauf. In ihm hausen noch immer die Nachkommen Tschilps des Ersten.

Eigentlich sind die Tschilps Haussperlinge mit einem dicken Kopf und kurzem Kegelschnabel. Sie tragen ein schwarzes Vorhemd, ein gleiches Käppchen, graue Weste und braunen Frack. Daß sie sich nicht einmal zur Hochzeit schmücken wie Star, Buchfink, Meise und all die anderen kleinen Leute, zeigt ihren wahren Charakter. Sie sind trotz der unzähligen Ahnen eine ganz verkommene Gesellschaft. Möglich auch, daß sie es unterlassen, weil sie im Jahre mehrere Gelege anfangen und von der Treue nicht viel halten.

Unser Freund Pietsch Tschilp von Lügde stammt aus gerader Linie von dem ersten Spatz zu Karls Zeiten ab. Genau nahm es seine Familie niemals mit der Gattenwahl. Darum fließt noch heute rotes Blut in seinen Adern. In diesem Jahre freit er bereits zum vierten Male.

Die erste Frau war eine würdige Matrone. Sie hielt das Nestbauen für die einzig richtige Beschäftigung, war sehr tugendsam und hatte für das Eierlegen nichts übrig. Wenn Pietsch Tschilp sie durch Zärtlichkeiten dazu ermuntern wollte, fuhr sie wie ein Drache auf ihn los und ramponierte ihm den Frack.

Da besann sich Pietsch auf seine Pflichten als Stammhalter des ruhmreichen Geschlechts und versuchte, zunächst leihweise ein Weib zu nehmen. Für das „freie Zusammenleben“ aber hatten selbst die Spatzen nichts übrig. Zwar schlug Herr Tschilp den Gatten der Angebeteten gleich frühmorgens beim Beginn der zweiten Amselstrophe in die Flucht, doch da fielen sämtliche Stammesgenossen über ihn her. Vom Efeu ging's in einen Fliederbusch, von dort zum Rosenstrauch in der hintersten Ecke des Friedhofes. Tschilp wollte immer sein Unrecht nicht zugeben. Der Spektakel drohte unmäßige Formen anzunehmen. Da warf ein kleines Mädchen, das Blumen für das Grab ihres Schwesterchens gebracht hatte, in heller Entrüstung einen gehörigen Erdklumpen zwischen die Lärmfritzen.

Tschilp hatte gleichfalls einen Klunker abbekommen. Er schüttelte sich, machte sich dünn und vertagte seine Absichten. Zunächst frühstückte er ein halbes Dutzend Maikäfer, selbstverständlich nur den schmackhaften Hinterleib. Dann schickte er vier Spannerraupen hinterher und ging schließlich zu Grassamen und anderem Körnerfutter über. Nachdem er sich so gestärkt hatte, warf er ohne weitere Komplimente seine „Alte“ aus dem Hause hinaus. Das war eigentlich schade; denn sie war ein Erbstück aus der dritten Generation.

Sein Zorn übertrug sich von ihr auf den Nestbau. Er hielt ihn für eine ausgewachsene Bummelei und warf alles hinaus, was sie mühevoll hineingefügt hatte. Bei dieser Arbeit überraschte ihn die junge, ehrbare Spätzin Wieps. Sie half ihm treulich. Durch ihr sonstiges Verhalten erklärte sie unzweideutig, daß ihr das Nest gefalle und Lust habe, dahinein Eier zu legen.

Die Nachbarin aber hatten Pietsch Tschilp einmal im Verdacht, er sei ein Verführer, und als er sich morgens mit Wieps zu dem gemeinsamen Ausflug einstellte, ahnten sie nicht, daß Wieps erster Gatte gestern in den Klauen des ruchlosen Turmfalken Risch zum letzten Male Piep gesagt hatte. Es gab einen Mordslärm. Wieps verteidigte wacker ihren Auserwählten. Da schoß ein Schatten unter das zänkische Volk. Risch hatte Wieps gepackt. Verstört und stumm drückten sich die Ueberlebenden in einem Weißdornbusch herum.

Als die Gefahr vorüber war, flog Tschilp nach Hause. Finster brütend saß er auf dem Ei, das seine Zukünftige gelegt hatte. Nach einer Stunde schon wurde ihm die Sache langweilig. Nach weiteren zehn Minuten stieg Groll in ihm auf. Nach fünf Minuten später fiel ihm ein, daß er im Grunde nur Pflegevater sein durfte. Noch eine Minute, und ihn packte Zorn. „Klacks!“ schon lag das Ei unten auf den Steinfliesen des Kirchsteges.

Tschilp war nun zwei Tage lang der Meinung, es ginge im Leben nichts über die Freiheit und einen gesegneten Appetit. Den Liebeskummer lehnte er als ungehörig ab. Er gesellte sich zu den anderen, die Apfelblüten rupften, junge Erbsenpflanzen zausten, Käfer, Schnecken, Regenwürmer, Fliegen verfolgten, den Hühnern das Futter vor der Nase wegstiebitzten und sich selbst an Pferdekrippen, gar in ein offenes Stubenfenster wagten. Klicks, ein strammer Spatzenkerl, schwärmte für die süßen Frühkirschen. Tschilp machte mit. Er flog sogar voran. „Klatsch!“ — ein Tesching knallte. Klicks breitete die Flügel aus, wirbelte in der Luft herum und schlug hart auf den Boden auf. Pietsch riß augenblicklich aus. Er entsann sich, daß er sofort die Witwe des Unglücklichen trösten mußte.

Die saß auf vier Eiern. Die Kunde von dem tödlichen Unfall vernahm sie mit tiefer Trauer. Leichtsinnig, wie Vögel nun einmal sind, sah sie aber bereits nach einer Viertelstunde den Unglücksboten freundlich an. Einige Augenblicke später besprachen sie beide gemeinsam das fünfte Ei.

Diese Tat rächte sich an Tschilp. Seine nunmehrige Frau Klicksi zog fünf Junge groß. Er hatte keine Zeit für Abwege, sondern mußte den Stiefkindern tagaus, tagein Futter herbeischleppen. Auch das zweite Gelege gedieh. Familie Tschilp war eine ansehnliche Schar geworden.

Aber als der Hausvater im August seine Schar übersah, fehlte „manch teures Haupt“ und — seine Klecksi gleichfalls. Marder, Falken, Wiesel hatten gehörig aufgeräumt. Und das war eigentlich gut so; denn im nächsten Jahre hätten die Jungen je Paar zehn bis fünfzehn Nachkömmlinge in die Welt gesetzt, und das Spatzenvolk würde einer Wolke gleich den alten Turm umschwirren.

Tschilp flog nun in die Stadt zum Meyerschen Garten. Dort legte er Kleckse auf die Tischtücher, sah den Gästen aus nächster Nähe frech in die Augen, stahl Kuchenkrümel und verschrie den alten, sanften Kater erbärmlich, kurzum, er benahm sich nach Kräften unnütz.

Dann vergriff er sich an einem älteren, kränkelnden Spatzenherrn. Wer Tschilps ruchlose Seele kennt, weiß, daß er es auf Ehebruch mit Graula, der jungen, frischen Frau abgesehen hat, und — die Pflichtvergessene leidet seine Annäherungen.

Dem Turm jedoch bleibt er, eingedenk seiner Ahnen aus Karls Zeiten, treu. Das scheint auch das einzig Gute an ihm zu sein.

Veränderter Auftrag.

Girardi, der berühmte Schauspieler, war ein ausgemachter Liebling des Wiener Publikums, und die Geschichten um seine liebenswürdige Person sind noch immer nicht ausgestorben. Eine weiß von einem seiner Besuche in einem Wiener Kaffeegarten zu berichten. Eine Damenkapelle spielte dort, und Girardi hatte offenbar viel Vergnügen daran. Am meisten aber sah er zu der recht hübschen Primgeigerin hinüber. Er war auch keinesfalls ungeschickt darin, durch Blicke und Gebärden ihren Blick auf sich zu lenken. Er hatte jedoch keinen Erfolg. Kurz entschlossen rief Girardi daher den Pikkolo, gab ihm einen Groschen und schickte ihn zur Kapelle: „Dann sagst der Primgeigerin einen schönen Gruß vom Herrn Girardi und er könnte ohne sie nimmer leben!“ Der Pikkolo lachte ob des seltsamen Auftrages und machte sich auf den Weg. Aber gerade, als er das Podium betreten wollte, rief Girardi ihn zurück, nestelte einen zweiten Groschen aus seiner Tasche, gab auch den dem Jungen und sagte: „Ich hab' mir's überlegt! Sag's lieber der Baßgeigerin!“